

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe

**Wohin der Wind uns weht**

Roman

Aus dem Portugiesischen von Marianne Gareis

© Suhrkamp Verlag

978-3-518-42429-2

SV



WOHIN  
DER WIND  
UNS WEHT

*João Ricardo Pedro*

Roman

Aus dem Portugiesischen  
von Marianne Gareis

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
*O Teu Rosto Será o Último* bei LeYa, Portugal.  
Der Roman erhielt den Prémio LeYa 2011.



GOVERNO DE  
**PORTUGAL**

SECRETÁRIO DE ESTADO  
DA CULTURA

Die Übersetzung wurde von der Direção Geral do Livro,  
dos Arquivos e das Bibliotecas des portugiesischen  
Kulturministeriums unterstützt.

Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

© 2012 João Ricardo Pedro und Leya SA

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen  
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und  
Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf  
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder  
andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Ver-  
lages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42429-2

*Für Isabel*



## ERSTER TEIL





## *Das Glasauge*

Eines schien sicher zu sein: An diesem denkwürdigen 25. April 1974 schnallte sich Celestino weit vor sieben Uhr den Patronengürtel um, schulterte die Browning, prüfte, ob er noch Tabak und Blättchen hatte, vergaß die Uhr an dem Nagel, wo außerdem ein Kalender hing, und verließ das Haus. Der Himmel begann bereits aufzuklaren. Oder er klarte noch nicht auf. Auf die Schüssel Milchkaffee hatte er, ohne mit der Wimper zu zucken, zwei kräftige Schluck Schnaps gekippt. Den ersten gegen das Sodbrennen. Den zweiten gegen die grüblerischen Gedanken, denn wie bereits sein Äußeres verriet, war er ein Mensch, der zu häufiger Melancholie neigte.

Gegen elf Uhr vormittags verspürten jene Menschen, die nach der grausamen Arithmetik der Scheffel, Silos, Ernten, Monde, Wechselfieber, Tierkrankheiten und Fröste lebten, noch keinen Wind der Veränderung. Männer und Maultiere pflügten in untadeliger Geometrie den Boden, während die Frauen, eingelullt von Melodien, die ihre eigenen Lippen hervorbrachten, im Dunkel der Ställe die Tröge der Schweine, Ziegen und Kinder füllten. Und hätte jemand die Dreistigkeit besessen, diese mühseligen Arbeiten zu stören, um ihnen mitzuteilen, dass der Präsident des Ministerrats von Portugal, umzingelt von Soldaten, die seinen Rücktritt

forderten, gerade in eine Lissabonner Kaserne eingesperrt worden war, hätte er als Antwort gewiss nur einen Blick absoluten Desinteresses geerntet.

Denn in diesem kleinen, am Fuße des Gardunha-Gebirges gelegenen Dorf, das den Namen eines Säugetiers trug und nach Süden zeigte, ohne sich bewusst zu sein, dass es nach Süden zeigte, gab es nur eine einzige Ausnahme zu dieser vollkommenen Gleichgültigkeit gegenüber der Heimat, die für jene Leute fast eine Art ferner Ort war: nämlich das Haus von Doktor Augusto Mendes. Dort waren in einer Art Krisenkabine die illustresten Persönlichkeiten des Dorfes zusammengekommen: Adolfo, Bocalinda, Larau, Pater Alberto, Fangaias und natürlich der Gastgeber, Doktor Augusto Mendes.

Als Dona Laura sah, dass das Haus sich mit potentiellen Essern füllte – und in dem Vorgefühl, dass diese Staatsstreich-Geschichte etwas Längerfristiges war –, eilte sie, bewaffnet mit Messer und Schüssel, in den Hühnerstall, aus dem sie mit den ersten beiden Revolutionsopfern wiederkehrte. Und als es noch keine zwei Uhr geschlagen hatte, stellte sie in einer unmissverständlichen Machtdemonstration, als wollte sie deutlich machen, dass, ganz gleich, was im Land passierte, in ihrem Hause alles beim Alten bliebe, Radio und Fernseher aus, öffnete die Flügeltüren zum Garten und verkündete, die Hühnersuppe sei angerichtet.

»Essen Sie, die Minze wird Sie wieder aufheitern«, sagte sie zu Pfarrer Alberto, der von all den illustren Persönlichkeiten am besorgtesten wirkte. Nicht über die politischen Ereignisse, denn die Politik hatte ihn noch nie interessiert. Caesar, was Caesar gehört, und Gott, was Gott gehört. Ihn interessierten die Menschen und die Seelen der Menschen, was ja auch nicht wenig ist. Für den Doktor Oliveira Salazar

hatte er zwar wahrlich keine besondere Sympathie gehegt, ganz im Gegenteil, doch im Falle des neuen Machthabers Marcello Caetano war das anders: ein Professor, Witwer, Vater. Vater des Fräuleins Ana Maria, dieses prachtvollen Mädchens. Und der Vater des Fräuleins Ana Maria war es auch, der seit den frühen Morgenstunden Schutz suchte in der Kaserne der Rua do Carmo, weiß Gott, wie es ihm dort erging. Er war bereits nicht mehr Präsident des Ministerrats und noch viel weniger Kolonialminister oder Kommissar für die Portugiesische Jugend. Er war nur noch Vater des Fräuleins Ana Maria.

»Ein einsamer Mann«, sagte der Pfarrer, »ein guter Mann, ein Mann, dem man angemerkt hat, dass er es leid war, ein ganzes Imperium auf seinen Schultern zu tragen.«

Am anderen Ende der Tafel saß Larau, dessen Gemüt sich seit seiner Geburt in permanenter Wallung befand, sei es wegen der Revolutionen, des Dreiband-Billards oder der Prozessionen am Ostersamstag. Und der Anblick der dampfenden Hühnersuppe regte nicht nur seinen Appetit an, sondern beflügelte auch seine Wortwahl. So fügte er jedes Mal, wenn der Name Marcello Caetano fiel, was mindestens alle drei Minuten passierte, diesem ein gravitäisches, vollmundiges »dieser Sohn einer Hure und eines elenden Gehörnten« hinzu. Dem angesichts Dona Lauras strengen Blickes ein zerknirschtes »Gott vergebe mir« folgte, begleitet von dem entsprechenden Kreuzzeichen.

Doch trotz Laraus Ausfälligkeiten und Pfarrer Albertos Ängsten wusste niemand mit Bestimmtheit zu sagen, was in Lissabon vor sich ging, und auch nicht, in welcher Lage Marcello Caetano sich befand. So kamen in dieser ungewissen Situation die kuriosesten Vermutungen auf den Tisch: Dass er gleich in den ersten Morgenstunden ermordet wor-

den sei; dass er bereits seit ein paar Tagen tot war; dass er bereits abgehauen und dieser ganze Wirbel dort in der Rua do Carmo eine bloße Inszenierung sei; dass die Aufständischen nicht wüssten, was sie mit seiner Leiche anfangen sollten, so sei das doch immer, alles erledigt, alles nach Plan gelaufen, und dann weiß keiner, was mit der Leiche passieren soll, ob man sie öffentlich auf dem Platz ausstellt oder mit Eisenketten und Bleigewichten beschwert diskret in den Tejo wirft oder auf der Praça do Comércio auf einem Scheiterhaufen verbrennt, eine echte Notlage war das; oder dass alles nur ein Bluff von Marcello Caetano selbst war, weil er hoffte, dass das Volk auf die Straße gehen und ihn retten würde; dass der gute Marcello zu dieser Stunde bereits in Südspanien sei und Johannisbeerlimonade trank, den Blick nach Alcácer Quibir gewandt; dass alles davon abhinge, wer hinter dem Ganzen steckte, die Soldaten seien es, na gut, dann waren es eben die Soldaten. »Aber unsere armen Soldaten sind doch gerade alle in den Kolonien und verlieren ihre Arme, verlieren ihre Beine und ihren Verstand«, warf Fangaias mit einiger Berechtigung ein, »wo sollen denn die vielen Soldaten herkommen?« Waren es vielleicht Russen? Amerikaner? Engländer? Franzosen? Aber wie sollten die so unbemerkt ins Land gekommen sein?

»Übers Meer«, erwiderte Bocalinda, »die sind natürlich übers Meer gekommen. Über dieses verfluchte Meer, das unser ewiges Verderben ist. Kriegt das einer in seinen Kopf, warum man die Hauptstadt eines Landes am Meer errichtet? Das ist doch die pure Eitelkeit.«

»Köpfe gab es in diesem Drecksland noch nie«, entgegnete Larau und erklärte damit das Mittagessen für beendet.

Als sie schließlich mit versöhnten Mägen an ihren Kaffees und Kognaks nippten und die Frühlingstfreuden genossen,

die der Garten ihnen bot, waren die Ungewissheiten noch immer mehr als zahlreich. Tausendundeine Vermutung war geäußert worden. Jegliche Arten von Befürchtungen. Jegliche Arten von Hoffnungen. Doch einer der Anwesenden hatte sich noch nicht zu Wort gemeldet: Doktor Augusto Mendes, der Illustreste der Illustren. Aber just in dem Augenblick, als alle sich, seiner ersten Worte harrend, dem vornehmen Gastgeber zuwandten, tauchte am Eingangstor, außer Atem und mit Angst im Blick, Ressurreição auf.

Ressurreição war die Nachbarin von Celestino. Eigentlich war sie mehr als nur seine Nachbarin. Sie war diejenige, die sich um seine Wäsche und seine Suppentöpfe kümmerte. Und sie stellte sich bereits darauf ein, ihn im Alter zu pflegen und dafür trotz des Altersunterschieds die Zuneigung und Achtung zu erlangen, die ihr jene Männer verwehrt hatten, die ihr das Haus mit Kindern gefüllt hatten.

»Was ist passiert?«, fragten sie.

Als Ressurreição wieder zu Atem kam, berichtete sie, Celestino sei nicht zum Mittagessen erschienen. Sie sei bereits alles abgelaufen: Von der Salzquelle bis zum Grundstück von Humberto, von Barba Ruivas Haus bis hin zum alten Friedhof. Und jetzt, nachdem sie auch in Celestinos Haus noch einmal gründlich gesucht habe, hätte sie entdeckt, dass das Gewehr auch verschwunden sei. Warum sollte der Mann im April mit Gewehr losziehen?

Keiner der Anwesenden wusste darauf eine Antwort, und so teilten sie sich in drei Zweiergruppen auf: Doktor Augusto Mendes und Bocalinda, Pfarrer Alberto und Adolfo, Fangaias und Larau. Sie zogen einen imaginären Kreis mit einem Radius von einer halben Meile, dessen Mittelpunkt Celestinos Haus war. Diesen Kreis teilten sie in drei gleiche Abschnitte ein. Für jeden legten sie die wahrscheinlichsten

Orte fest, wo Celestino stecken könnte. Sie vereinbarten, sich in zwei Stunden wieder zu treffen, und machten sich auf den Weg.

Sie stiegen über Mauern und Zäune. Durchsuchten Heuschaber und Ställe. Erklommen Hügel. Kletterten auf Bäume. Traten an Brunnen und Schöpfräder. Trafen Menschen. Stellten Fragen. Folgten Fußspuren. Patronenhülsen. Zigarettenkippen. Sie kehrten in den Mittelpunkt des Kreises zurück, erweiterten den Radius und nahmen erneut die Suche auf.

Bis gegen sechs Uhr nachmittags, während in Lissabon gerade Professor Marcello Caetano, Präsident des Ministerrats und Vater von Fräulein Ana Maria, nachdem er sich der Bewegung der Streitkräfte ergeben hatte, die Kaserne in der Rua do Carmo verließ, in einem Panzerwagen vor einer verirrten Kugel oder einem Stein zwischen die Hörner geschützt, den Kopf vielleicht zwischen den Händen, den Blick auf die Schuhspitzen gerichtet, die Länge der Schnürsenkel abschätzend und sie auf- und wieder zubindend, vielleicht aber auch mit geschlossenen Augen, in Gedanken an dieses elende Leben, oder durch das kleine Fenster des Panzerwagens spähend, die überbordende Freude der Soldaten erspähend, der Massen, die sich auf Zehenspitzen stellten oder wie die Affen an den Bäumen oder Straßenlaternen hingen – »Verfluchtes Land«, mag er gedacht haben, »Drecksland« –, bis also um sechs Uhr nachmittags, groß geschätzt, Doktor Augusto Mendes und Bocalinda auf einem Brachland ohne Eigentümer, an einem Ort, der nicht mal dem Teufel einfallen würde und erst recht nicht dem Jesuskind, Celestinos Leichnam auf dem Boden entdeckten, eingehüllt in eine Wolke aus Fliegen, das Gesicht von Kugeln durchlöchert. Und sie zweifelten nur deshalb nicht

daran, dass es sich um den Gesuchten handelte, weil das Einzige, das in dem zerfetzten Fleisch heil geblieben war, Celestinos Glasauge war.

Celestinos Gewehr lag auf dem Boden, ungefähr drei Meter von dem Leichnam entfernt. In einer unüberlegten Anwendung nahm Doktor Augusto Mendes die Waffe in die Hand und prüfte, ob es wirklich die edle doppelläufige Browning war, die er selbst Celestino vor gut zwanzig Jahren geschenkt hatte und in deren Kolben die Worte »In Bewunderung und Freundschaft, AM« graviert waren.

Dann öffnete er die Patronenkammer am Lauf und stellte fest, dass beide Patronen noch unberührt waren.

»Sie haben ihn umgebracht«, sagte er. Vielleicht sagte er aber auch nichts. Vielleicht dachte er nur: »Sie haben ihn umgebracht.«

Er legte das Gewehr an dieselbe Stelle zurück, wandte sich unvermittelt an Bocalinda und bat ihn, die anderen zu verständigen und die Polizei zu rufen. Ohne großen Wirbel zu verursachen. Ganz diskret. Er selbst würde dableiben und den Toten bewachen.

Es wurde bereits dunkel, als die Polizisten endlich am Tatort erschienen. Im letzten Licht führten sie Messungen durch, fertigten Skizzen an, notierten Antworten, packten den Leichnam ein und nahmen ihn und die Browning mit.

Pfarrer Alberto nahm es auf sich, der armen Ressurreição mitzuteilen, dass es diesmal doch noch nichts geworden war mit dem Weg ins Glück. Die anderen Illustren kehrten in ihre Häuser zurück, erschöpft, erschüttert, betrübt, noch immer das Bild des auf dem Boden liegenden Celestino vor Augen: das zerfetzte Gesicht, das Glasauge inmitten dieser Masse aus Blut und Fleisch. Die Wolke aus Fliegen.

Trotz der inständigen Bitten seiner Frau wollte Doktor Au-



gusto Mendes nicht zu Abend essen. Er zog sich auf die Veranda mit Blick über den Garten zurück und setzte sich in den alten Korbsessel, als bereitete er sich darauf vor, seine Pfeife anzuzünden. Das tat er schließlich auch, während er die Silhouetten der Bäume betrachtete, die sich wie Gespenster gegen den Himmel abzeichneten.

Vierzig Jahre, dachte er. Fast vierzig Jahre war es her, dass ein junger, spindeldürrer Mann während eines furchterlichen Unwetters auf der regengepeitschten Straße aufgetaucht war, ohne Gepäck, verdreckt und mit triefnassem Hut, und beim Anblick der ersten Menschen zusammengebrochen war, als hätte er nach vielen Stunden, vielen Tagen Marsch nur auf eine Gelegenheit zum Zusammenbrechen gewartet. Es passierte dort. Er hatte Glück. Sie brachten ihn in die Arztpraxis. Hievten ihn auf die Untersuchungsliege. Entkleideten ihn. Wuschen ihn. Sein rechtes Auge war mit einem schwarzen Tuch bedeckt.

Doktor Augusto Mendes nahm das Tuch ab und sah, dass darunter gar kein Auge mehr war. Die Verwundung schien frisch zu sein. Er schickte alle hinaus.

»Wie heißt du?«, fragte er den Fremden, nachdem er ihn behandelt hatte.

»Celestino«, antwortete der.

»Was ist mit dir passiert, Celestino?«

»Die Widrigkeiten des Lebens.«

Ohne weitere Fragen zu stellen, besorgte Doktor Mendes ihm eine Hütte, in der er während der Rekonvaleszenz, die lange dauern würde, schlafen konnte. Er gab ihm auch Bekleidung, Essen und etwas Geld.

Mit der Zeit gewöhnte das Dorf sich an diese unheimliche, stumme Gestalt, die kaum von ihrem eigenen Schatten zu unterscheiden war. Bergauf, bergab lief er, einen Verband

quer überm Gesicht, eine leichte Schwellung über dem rechten Auge – oder über der Augenhöhle, die einst das rechte Auge barg –, die Finger sehr lang und die Art, wie er seine Zigaretten drehte und sie dann brennend, als hätte er sie vergessen, vom Mundwinkel herabhängen ließ, irgendwie vornehm.

Jeden Vormittag bestellte Doktor Augusto Mendes ihn in die Praxis und bat ihn, die Jacke auszuziehen und Platz zu nehmen, fragte ihn, während er die Binde wie ein Wollknäuel aufwickelte, ob er eine gute Nacht gehabt, ob er geschlafen habe, ob die Decken ausreichten, ob er noch Holz habe, ob es nicht durchs Dach regnete, ob es schmerze. Dann nahm er äußerst behutsam die Kompressen ab, begutachtete die Wunde, reinigte sie, legte frische Kompressen auf, wickelte eine neue Binde darum und sagte: »Alles so, wie es sein soll.«

Daraufhin zog Celestino die Jacke wieder an, setzte den Hut auf und verabschiedete sich bis zum nächsten Vormittag.

Nach drei Wochen sagte Doktor Augusto Mendes am Ende der Behandlung, während er sich die Hände wusch: »Celestino, was ich für dich tun konnte, habe ich getan. Das heißt, an dieser Sache wirst du nicht sterben, und du kannst dein Leben jetzt so weiterführen, wie du es für richtig hältst.«

Über dem Waschbecken hing ein kleiner Spiegel, und Doktor Augusto Mendes bemerkte, dass der hinter ihm stehende Celestino versuchte, sich ein Tuch um den Kopf zu binden, um die Augenhöhle ohne Auge zu verdecken. Doch dieses war zu klein, er schaffte es einfach nicht, es zu verknoten. Doktor Augusto Mendes beendete das Händewaschen, trocknete sich mit einem weißen Handtuch ab, wartete, bis Celestino sein Tuch wieder eingesteckt hatte,

und fragte dann, als er sich umwandte: »Celestino, bist du ein religiöser Mensch?«

Celestino wusste offensichtlich nicht, was er darauf antworten sollte. Doktor Augusto Mendes fragte weiter: »Glaubst du an Gott? Gehst du am Sonntag in die Kirche?«

Celestino verneinte, er sei nur ein einziges Mal, als er klein war, in der Kirche gewesen, öfter nicht. Weder in der Kirche noch in der Schule.

»Und Fußball, magst du Fußball?«, fragte Doktor Augusto Mendes.

Celestino zuckte mit den Achseln und schüttelte den Kopf, als hätte er keine Ahnung, was Fußball war.

Da setzte Doktor Augusto Mendes sich neben ihn, nahm einen Stift und ein Blatt Papier und zeichnete das Rechteck des Spielfelds, stellte die zweiundzwanzig Spieler auf und erklärte ihm, was Fußball war.

Dann sagte er: »Ich habe ein Stück Land, hier ganz in der Nähe, aus dem ich gern einen Fußballplatz machen würde. Dafür muss man Unkraut jäten, die Steine rausholen, das Ganze vielleicht begradigen, Sand auffüllen, Tore errichten und die Linien ziehen. Das ist Arbeit für gut ein paar Monate. Das ist die Arbeit, die ich dir anbieten kann.«

Doktor Augusto Mendes wartete auf Celestinos Antwort, doch die kam nicht, also fuhr er fort: »Als Gegenleistung zahl ich dir einen guten Tagelohn und lass dich in dem Haus wohnen, wo du zurzeit lebst, bis du Geld hast, dir ein eigenes zu kaufen, oder beschließt wegzugehen.«

Celestino zeigte noch immer nicht die geringste Regung, sein Blick ruhte auf der Zeichnung des Spielfeldes und der zweiundzwanzig Spieler.

»Ich verlange nur eins von dir«, fuhr Doktor Augusto Mendes fort, »dass du von nun an jeden Sonntag in die Kirche

gehst.« Celestino hob den Kopf, sah Doktor Augusto Mendes an und fragte, warum er das alles für ihn mache.

»Weil ich schon seit meiner Kindheit davon träume, einen eigenen Fußballplatz zu haben«, erwiderte dieser lachend. Und fügte hinzu: »Aber ich sag dir eins: Sollte hier irgendwann die Polizei aufkreuzen und einen Mann suchen, dem ein Auge fehlt, dann bring ich sie direkt zu dir.«

Celestino nickte und schickte sich an zu gehen. Da hielt Doktor Augusto Mendes ihn zurück: »Warte, die Untersuchung ist noch nicht beendet.«

Er holte aus einer der Schreibtischschubladen ein Holzkästchen hervor. Es war ein rechtwinkliges Kästchen mit einem kleinen Goldverschluss. Er öffnete es. Darin lag, in eine Vertiefung gebettet, auf samtenem Futter eine Glaskugel. Neben der Glaskugel befand sich eine weitere Vertiefung, die aber leer war. Doktor Mendes trat zu Celestino, zog dessen rechtes Augenlid nach oben und drückte die Glaskugel in die Augenhöhle. Wie er vermutet hatte, passte sie wie angegossen: Größe, Form, Farbe. Celestino stand auf und stellte sich ungläubig vor den Spiegel. Als er die Symmetrie seines Gesichts wiederhergestellt sah, strahlte er. Er sagte: »Also, Herr Doktor, mir kommt es vor, als würde ich schon besser sehen.«

»Das ist gut möglich, Celestino, das ist gut möglich«, antwortete Doktor Augusto Mendes.

Und während der andere sich im Spiegel betrachtete, entdeckte der illustre Arzt in diesem von Gott weiß woher, dem Akzent nach vielleicht von den Ufern des Guadiana stammenden Mann, in diesem Unglücksraben, der nicht mal einen Platz zum Sterben hatte und vielleicht genau deshalb dort zusammengebrochen war, ein überraschendes Spiegelbild seiner selbst. Denn als Celestino sich, ein Lächeln auf

den Lippen, im Spiegel betrachtete und sagte: »Also, Herr Doktor, mir kommt es vor, als würde ich schon besser sehen«, lag es nicht an dem Glasaugen, dass er plötzlich besser sah, sondern daran, dass das vom Spiegel zurückgeworfene Bild jener Erinnerung glich, die er an sich selbst hatte. Es war also nur eine optische Täuschung. Eine optische Täuschung, die es zum einen vermochte, seine Identität wiederherzustellen, ihm diese andererseits aber auch verschleierte.

Und diese optische Täuschung war so stark, dass Doktor Augusto Mendes halb im Spaß, halb im Ernst sagte: »Celestino, von jetzt an kann ich, wenn die Polizei kommt und nach einem Mann ohne Auge fragt, getrost sagen, dass ich nicht weiß, wer das ist.«

Und auf genau dieser Täuschung basierte Celestinos ganzes restliches Leben.

Fast vierzig Jahre später wiederholte Doktor Augusto Mendes, Pfeife rauchend im Korbsessel sitzend und die Bäume betrachtend, die sich wie Gespenster gegen den Himmel abzeichneten, laut Celestinos Antwort: »Widrigkeiten des Lebens.«

Widrigkeiten des Lebens, Genosse. Sie haben dich ausfindig gemacht. Haben dich geschnappt. Fast vierzig Jahre später. Das ist gar nicht übel. Gar nicht übel, wenn man bedenkt, in welchem Zustand du damals hier angekommen bist. Wirklich nicht übel. Hoffen wir, dass andere ebenso viel Glück haben.

Die Nacht wurde kühler. Doktor Augusto Mendes ging zurück ins Haus und stellte den Fernseher an. Es dauerte ein paar Sekunden, bis das Bild kam. Der frisch eingesetzte Präsident der Nationalen Befreiungsfront, António de Spínola, war im Begriff, eine Rede an die Nation zu halten. Zwei Männer zu seiner Linken. Drei Männer zu seiner Rechten.